



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## T a g e b u c h.

### I.

#### Gugkow's „Uriel Acosta“ auf der Bühne.

### 1.

Dresden, 15. December.

Neulich waren Sie selbst Zeuge der Erfolge von Laube's „Karlschülern“ auf unserer Bühne; jetzt lassen Sie mich die angenehme Pflicht erfüllen, Ihnen über die Erfolge des Gugkow'schen Trauerspieler und dieses selbst zu berichten. *Varia sunt fata libelli* läßt sich kaum von einer Dichtung mit größerer Wahrheit sagen, als von der dramatischen. Oft nimmt Alles den glücklichsten Anlauf; von der ersten Leseprobe bis zum letzten Geigenstriche der Symphonie vor der ersten Aufführung verläuft Alles unter der günstigsten Constellation, und dennoch —

„Zwischen Lipp' und Bechersrand  
Waltet noch des Schicksals Hand.“

Nun ist zwar für Gugkow's *Acosta* die Bedenklichkeit jenes Gedankenstrichs in keiner Weise eingetreten; aber auch dieses Stück hatte seine Antecedentien, ernster und komischer Natur, die zum Theil die Parodie auf ein früheres Lustspiel unsers Dichters machen zu wollen schienen. Gespannt waren Alle durch Gugkow's Namen an sich, durch seine neue Stellung zur hiesigen Hofbühne, kraft deren doch wohl Dieser oder Jener ganz besondere Anforderungen an dieses Debüt machen zu können geglaubt hat; gespannt endlich durch ein günstiges Vorurtheil, welches leider auch diesem Stücke vorangeflogen war; ich sage alles Ernstes: leider! weil oft solche Vorurtheile grade das Gegentheil von Dem herbeiführen, was sie bezwecken wollten. Stoff oder wohl mehr nur Zeit-, Ort- und Personen-Staffage der Dichtung sind aus Gugkow's älterer Novelle: „Der Saducäer von Amsterdam“\*) entnommen. Uriel Acosta, ein Portugiese jüdischer Abkunft, hat in Amsterdam eine Schrift veröffentlicht, in welcher

\*) Sie ist neuerdings im ersten Bande seiner gesammelten Werke abgedruckt worden.

er die Glaubenssagenungen des Judenthums vor den Richterstuhl der Philosophie gezogen hat. Im Begriffe, vor einer Neigung seiner Schülerin, der schönen Judith, der dem Ben Jochai angelobten Tochter des reichen Vanderstraaten, zu fliehen, hört er, wie sein Buch einem Glaubensrichterurtheil unterworfen wird. Vom Oheim Judith's, seinem Lehrer, dem Arzte de Silva gesprochen, fällt es gegen ihn aus, und während er auf Vanderstraaten's Villa unter dessen Gästen weilt, bringt ihm der Rabbi de Santos den Fluch der Synagoge. Alle fliehen ihn, nur Judith bekennt laut und öffentlich ihre Neigung zu ihm und wirft sich in die Arme des Geächteten. Der Vater weicht der Liebe seiner Tochter; ihr Oheim sucht die Lösung Acoſta's aus dem Fluche zu vermitteln — er soll widerrufen. Das Bewußtsein der Wahrheit, das ungebeugte Recht einer in den Tiefen des freien, ungefesselten Gedankens begründeten Ueberzeugung drängt ihn von diesem Schritte zurück; da naht ihm seine blinde Mutter, es nahen seine Brüder, die, von der Last des Fluches, die sich auf die Familie gewälzt hat, niedergedrückt, mit der Greisin auswandern wollen; seine Geliebte wirft sich in die Waagschale, und die andere, in welcher sein Entschluß liegt, flattert empor. Er hat sich den von der Synagoge über ihn verhängten Bußen unterworfen; schon ist er bereit, an heiliger Stätte den Widerruf laut zu erklären — da meldet ihm sein Bruder Ruben, daß ihre Mutter starb; aber er muß um Judith's willen widerrufen. Er liest den Widerruf ab, soweit seine Kraft reicht; doch während er sich auf die Schwelle des Gotteshauses hinwirft, daß die Gläubigen über ihn hinwegschreiten, dringt Ben Jochai ein, verkündet, daß Judith, um ihren Vater vor dem Sturze zu retten, ihm wiederholt ihr Jawort gegeben hat, und schickt sich an, der Erste über den zur Buße hingestreckten Nebenbuhler hinwegzuschreiten. Dies bringt Acoſta zu sich selbst zurück: in wilder Leidenschaft, daß er um zweier Leichen willen seine Ueberzeugung geopfert, widerruft er seinen Widerruf und ladet doppelten Fluch auf sich. Bei Judith's Hochzeitsfeier irrt er mit seinem Neffen, dem Knaben Baruch Spinoza, in Vanderstraaten's Gärten umher; die Neuvermählte, nachdem sie von ihrem Oheim erfragt, daß ihr Vater den Schmerz um ihre Mutter, ihren Bruder mit kalten Marmordenkmalen abgefunden hat, nimmt Gift, und Acoſta folgt ihr durch einen Pistolenschuß im selbstgewählten Tode nach.

Dies ist die nackte Fabel des Stückes. Es leuchtet auf den ersten Blick ein, wie tiefbedeutend dieser Stoff — der Kampf der Vernunft mit der Orthodorie — für eine Gegenwart ist, in welcher diese Glaubenskämpfe sich entsponnen haben: es ist ein politischer Stoff im höchsten Sinne des Wortes. Aber der Dichter hat ihn rein von seiner poetischen Seite aufgefaßt, er hat es verschmäht, ihn durch eine tendenziöse Behandlung in den durch den Kampf um die Tagesfragen ausgewählten Boden herabzuziehen; durch die reinmenschliche Auffassung eines Kampfes um die Ueberzeugung in einer Menschenbrust, durch die Conflict der frei gedachten Wahrheit mit den Banden der Familie, den Gefühlen des Herzens, sind der Dichtung all' ihre Rechte, und zwar auf das Schönste und Edelste, gewahrt worden. Die Dekonomie des Stückes ist ein wahres Kunstwerk; nur der Schluß

des dritten Actes läßt eine Abänderung, der fünfte Act Kürzungen wünschen. Das wahrhaft Dramatische des Stoffes hat reiche poetische Blüten getrieben; keine Floskeln, keine Tiraden rufen das verstimmende Gefühl des Gemachten, Absichtlichen hervor; man fühlt es diesen Versen an, daß sie aus einer von der ganzen Bedeutung des Stoffes tiefinnerlich durchdrungenen Brust hervorgequollen sind. Das Confessionelle ist nach seinen verschiedenen Richtungen außerordentlich treffend in den einzelnen Charakteren hingestellt. Während der Rabbi de Santos den starren Glaubenszwang, Acosta das Recht der freien Vernunft repräsentirt, steht zwischen ihnen der Arzt de Silva; auch er hat einst über Glaubenssachen philosophirt und wenn ihn auch das Alter auf die feste Basis des Ueberlieferten zurückgezogen hat, so drängt ihn doch ein unabweisbares Bewußtsein von der Berechtigung des freien Denkens auf den Weg des justemilieu hin, auf welchem er die aneinander gerathenen Extreme zu vermitteln strebt. Am reinsten im Glauben aber steht der Oberrabbi Ben-Akiba da, denn er leugnet, daß der Glaube bewiesen werden könne.

Uebrigens gibt dieses Stück einen neuen Beleg von der glücklichen Vielseitigkeit des Dichters in der dramatischen Poesie aller Formen; stellen wir „Werner“ und das „Urbild des Tartuffe“ daneben, so sehen wir Tragödie, Schauspiel und Lustspiel würdig vertreten. Und wenn auch diese neueste Dichtung vielleicht nur ein kleines Publicum für sich in Anspruch nehmen kann — denn, wie bei der Kammermusik jede Note, will hier jeder Vers erfaßt, verstanden werden — so wird doch dieses kleine Publicum es über die ephemere Vergänglichkeit der nur mit einem momentanen Interesse des Socialismus oder der Politik flatternden dramatischen Eintagsfliegen hinausheben; wir werden den Uriel Acosta nach einem, nach zehn Jahren mit demselben Interesse, mit demselben poetischen Genuße wiedersehen und ihm deshalb gern und freudig den Adel des Classischen zugestehen.

Die Darstellung war bis in die Nebenrollen eine vorzügliche, der Beifall des zahlreich versammelten Publicums ein rauschender, und für Die, denen diese Thatsachen Gewicht haben, bemerke ich noch, daß der Dichter dreimal gerufen ward.

E. P.

2.

(Von einem andern Correspondenten.)

Guskow's langerwartetes im Voraus vielbesprochenes Trauerspiel „Uriel Acosta“ ist endlich in Dresden gegeben worden. Die Erwartungen des Publicums waren groß, der ganz ungewöhnliche Beifall zeigte, daß sie nicht getäuscht worden sind. Der Umstand, daß Guskow in dieser Tragödie einen Stoff aufnahm, den er schon vor Jahren als Novelle behandelt, zeigt, daß er es hier mit einer Persönlichkeit zu thun hatte, die ihm besonders werth war und deren er sich noch nicht entledigt zu haben glaubte; unläugbar ist es ferner, daß der Dichter mit diesem Stücke einen tiefen Griff ins

Menschenherz, in die ewigen Fragen, in die Poesie sogar gethan, als er es bisher vermocht. Die Kritik ist es also der Sache und dem Namen des Dichters schuldig, dem Stücke eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit zu schenken; nur so kann sie, wenn sie über Vieles hart absprechen muß, dem Vorwurf der Unmaßung entgehen. Zeigen wir zuvörderst den Gang der Handlung, das Weitere wird sich leichter herausstellen.

Wir sind in Amsterdam in der Mitte des jüdischen Lebens, das dort auf dem Boden einer jungen Republik sich in seinem Gegensatz nur noch starrer entwickelt hat, und zwar im Hause des Arztes Silva, der sich mehr mit Talmud und Thora als mit den Aphorismen des Hippocrates zu beschäftigen scheint. Ben Jochai, ein reicher junger Kaufmann, ist von langjährigen Reisen zurückgekehrt und entdeckt dem Alten, daß er in seiner Verlobten Judith, der Tochter des alten Kaufherrn Vanderstraaten, nicht mehr das Mädchen fand, das er zurückgelassen. Uriel Acosta, ein Portugiese, dessen Eltern sich in Portugal scheinbar zum Christenthum bekannten, hier aber in Amsterdam zum Judenthum zurückgekehrt sind, ein feuriger Forscher in Religionsachen, halb Poet, halb Philosoph, der im Judenthume die Wurzeln eines freien Deismus sieht, und diesen durch ein so eben geschriebenes Buch vertreten hat — Uriel Acosta ist Lehrer dieses Mädchens geworden, und wie er ihre Seele an sich herangezogen, ist auch ihr Herz, noch unbewußt sein geworden. Haß und Zorn wühlen in Jochai's Brust gegen Uriel, als dieser hereintretend seinem früheren Lehrer, Silva, erklärt, er wolle abreisen, um dem Kampfe seines Herzens zu entfliehen. Aber sein Buch hat im Schooße der jüdischen Orthodoxie Greuel erregt, die Männer des starren Dogma's wollen Sühnung, der Rabbi de Santos übergibt Uriels Buch dem gelehrten Silva, daß er es prüfe nach dem Talmud und der Thora.

Von dem Augenblicke an, wo sein Buch den Kampf im Judenthume zu wecken scheint, fühlt Acosta, daß eine Flucht aus Amsterdam ihm nur schimpflich werden könne. Er glaubt seine Sache an Ort und Stelle vertreten zu müssen, den Gegnern den Beweis des Muths nicht entziehen zu können. Alles hängt von de Silva's Entscheidung ab. Dieser, ein Geist des milden und edleren Conservatismus, will Acosta'n, in dem er den Denker ehren muß, ob er gleich seine Richtung verdammt, will Acosta'n durch eine Hinterthür vor den Verfolgungen der herrschenden Kirche retten und doch wahr sein. „Der Verfasser ist kein Jude“, schreibt er, als Censorsentscheidung auf das Buch, und weist die Rabbiner auf das Scheinchristenthum seiner Eltern zurück. Aber Uriel will kein Christ heißen, will Jude sein, mit dem gedrückten Volke Leid und Noth tragen. Vom Schooße des Judenthums aus will er reformiren. Da spricht vor all den bei Vanderstraaten versammelten Gästen die Kirche den Bann über ihn aus, das Widderhorn ertönt und der Fluch der Flüche ergeht über den verlorenen Abtrünnigen. So wie Alles scheu zurückweicht, wird sich Judith, Vanderstraatens Tochter, ihrer ganzen Liebe zu Uriel bewußt, sie wirft sich ihm an's Herz und will Fluch und Unglück mit ihm theilen.

Im Zeitraum zwischen dem zweiten und dritten Acte hat die Orthodoxie und der Haß durch Ben Jochai repräsentirt, alle Hebel in Bewegung gesetzt, um Alle, die mit den Verfluchten in Berührung stehen, unglücklich zu machen. Der reiche Wanderstraaten, der Uriel auf seiner Villa vor den Verfolgungen seiner Glaubensgenossen schützt, ist durch die Machinationen Ben Jochai's ruiniert, in wenig Tagen zum Bettler geworden, dessen Haus und Habe ihm, seinem früheren Schwiegersohne, verfällt. Uriel's Brüder, Handelsleute, sind von der Gemeinde geächtet; um ihr Leben zu fristen, müssen sie auswandern mit der alten blinden Mutter. Die Familie, die Liebe, tritt hier vor den Freiheitsstreiter, und steht: Widerruf! Und wie der Mutter blindes Auge, der Geliebten strömende Thräne ihn ansieht und das Elend sieht, das seine Freiheitsendung über die Theuersten verhängt, da kann er nicht widerstehen, er stürzt in die Synagoge um zu widerrufen.

Die Scene im vierten Acte, Uriel's Verhör vor der jüdischen Inquisition, ist das Schönste im Drama. Ben Akiba, der hundertjährige Altglaube, mit seinem weißen Haare, halb Blödsinn, halb Tiefsinn auf den Lippen, ist eine wahrhaft erschütternde Gestalt. Von Schmerz zu Schmerz wird Acosta gehetzt, bis der Synagogenvorhang sich lüftet und er vor allem Volke die Irrlehren seines Buches abschwören und verfluchen soll. Er thut es, am Thore der Synagoge wirft er sich nieder, daß die Frommen alle über ihn hinwegschreiten. Da aber Ben Jochai ihn tritt, da reißen die Fibern seiner Natur und in halbem Wahnsinn stürzt er davon.

Der aufgethürmte Scheiterhaufen von Noth und Gluth bricht nun in sich zusammen. Judith, um ihren Vater vom Bettlerloos zu retten, verkauft sich als Ehefrau dem Ben Jochai. Uriel's Mutter ist gestorben, er aber schweift im halben Wahnsinn, nur von seinem Schüler, dem Knaben Baruch Spinoza begleitet, umher. Uriel und Judith fühlen, daß sie nicht mehr leben können mit ihren der Lüge verkauften Seelen, sie vergiften sich mit dem Brautkranz im Haar, er schießt sich die Kugel durch's Hirn.

Wir sehen, Gutzkow ist hier tiefer gegangen, hat einen schönen, menschheitlichen Stoff ernster und fester gepackt als er es sonst zu thun gewohnt war. Er pflegte in geistreichen und dabei gutgefügt Dramen, eine isolirte geschichtliche Katastrophe zu schildern, nun greift er einen Helden auf, in dessen Leben sich symbolisch der Kampf der Zeit abspiegeln soll. Die freie Forschung gegenüber der Orthodoxie; die Familie, die Liebe im Kampfe mit dem ewigen Freiheitsgedanken der Zeiten, das ist ein Zwiespalt, der durch alle Jahrhunderte geht und heute noch ihre tragischen Opfer fordert. Aber nicht solche Gestalten, wie Uriel Acosta, muß man uns vorsehen, wenn man die Gemüther von der Heiligkeit der Freiheitsidee durchdringen will. Den Liebe, den ein Frauenherz zum Widerruf vermocht, den hatte der Geist nicht beschattet. Nicht alle Zweifler haben widerrufen, und wenn die Conflict des Lebens die großen Märtyrer der Freiheit manchmal verzagt machen konnten, zu Lügnern sie zu machen gelang nicht. Als Vanini des Atheismus beschuldigt, auf

dem Scheiterhaufen stand, erpreßte ihm der erste Schmerz den Ausruf: O mi Deus! Ha, sagten die Pfaffen, hört! er widerrust. Er aber zuckte die Achseln und sprach: Loquendi ratio. — So kehrt sich denn nach Acosta's Widerruf im vierten Acte das Interesse vom Helden ab, er ist nicht mehr werth Träger der großen Befreiungsidee zu sein; wenn er im letzten Acte seinem Leben mit der Kugel ein Ende macht, fühlen wir uns nicht, wie es die Absicht des Verfassers war, von der Größe der Idee gehoben, der Verrath an der Wahrheit war zu dauernd, zu ungeheuer, wir sind erkaltet, ja erniedrigt.

Der treffliche Bau des Stücks, die Scenensfügung kann uns über so viel Gewaltfames nicht hinausbringen. Unbegreiflich bleibt es, wie der Acosta, der sich beim Anfang des Stücks so leicht von seiner Judith trennen konnte, ihr später den Kern seines Wesens, seine heilige Wahrheit zum Opfer bringen kann. Wir sehen die Handlung äußerlich fortschreiten, sehen eine Kette von Wirkungen, neu, überraschend, blendend, mit allen bengalischen Feuerwerken der Poesie beleuchtet, — aber Ursprünglichkeit, das Menschenherz aufgeblättert bis in seine tiefsten Tiefen — wie selten!

Wie es im Publicum verlautet, ist wenig Hoffnung vorhanden, daß wir den Acosta noch einmal zu sehen bekommen. Er soll höchsten Orts bedeutendes Mißfallen erregt haben. Die guten Dresdner erzählen sich besorgt, daß eine hohe Dame zu mehreren Malen unwillig mit dem Stuhle gerückt habe. Ich weiß nicht, ob dies in einem constitutionellen Staate genügt, daß der Minister das Stück verbietet.

A.

## II.

## Aus Wien.

## I.

Der Studentenaufstand. — Ein Greis. — Studenten und Professoren. — Honorar-System an den deutschen und an den österreichischen Universitäten. — Privatdozenten. — Neuer Studienplan. — Deffentlichkeitswünsche.

Eine Kundmachung des Consistoriums in den Hallen der hiesigen Universität spricht von „bedauerlichen Störungen der öffentlichen Ruhe“, „von leidenschaftlichen Gemüthern der Jugend“ und von der Hoffnung, daß der „gute Geist und die charaktervolle Gesinnung der Akademiker fortan wieder ihren alten Ruf bewerben werden.“ Eine solche in diesem Jahrhunderte noch nicht vorgekommene Apostrophe an die Studenten Wiens hat in folgendem Factum seinen Grund: Der Religions-Professor Richter, der zum Pfarrer befördert wurde und von seinen Höreern im Hörsale Abschied nahm, erhielt einen tumultuarischen Gegengruß, bei dem schwer zu erkennen war, ob er ironisch oder naiv gemeint sei, gewiß aber ist es, daß die Freude über den Abschied des eben nicht beliebten Lehrers vorschmeckte. Dieser Unbeliebtheit verfallen eigentlich die meisten Lehrer

der Religion in den philosophischen Lehranstalten der Monarchie, indem das, was er vorzutragen hat, naturgemäß in einem bedeutenden Widerspruche zu dem steht, was in einer nächsten Stunde als „Philosophie“ den Hörern vorgetragen wird. Der im obengenannten Lehrsaal entstandene Lärm störte den Vortrag in einem angrenzenden, wo Professor Jenko Mathematik lehrte; er sprang vom Katheder und eilte in den angrenzenden Saal, wo er beim Eintritt wuthschäumend einem ruhig dastehenden Studenten eine Ohrfeige gab. Die Hörer der Medicin und der Rechte, welche eben ihre Hörsäle verließen, hatten sich aber auch angesammelt und einige von ihnen retteten den greisen Professor vor dem begreiflichen Zorn einiger hundert Akademiker, ohne jedoch, wie sich das wohl von selbst versteht, die unbesonnene Handlung des alten Hiskopfs rechtfertigen zu wollen. Der anwesende Rector, Ritter von Heintl, brachte den Professor in einen leeren Hörsaal und sperrte ihn von den tobenden Studenten ab. Da der Tumult sich nicht legen wollte, mußte die Polizeiwacht einschreiten, und endlich nach mehreren Stunden heftigsten Schreiens und Lärmens wurde der Professor unter Bedeckung und einem sich nachwälzenden Schwall von Studenten nach seiner Wohnung in der Vorstadt Landstraße begleitet. Nur mit Mühe gelang es, die Studenten von einem Eindringen in das rasch geschlossene Haus abzuhalten, die Fenster konnte man nicht retten. Noch am folgenden Tage war auf der Universität eine allgemeine Aufregung, die nur dadurch, wenigstens äußerlich, beschwichtigt wurde, daß man eine zu gebende Satisfaction versprach. Bedauerlich ist es, daß ein schon in den nächsten Monaten seine 40jährige Dienstzeit beschließender Professor, der wegen seiner Rechtlichkeit aber auch wegen seines aufbrausenden Temperamentes bekannt ist, sich hinreißen ließ, eine unverzeihliche Handlung, die überdies einen Unschuldigen traf, zu begehen und man muß gestehen, daß die in Schutznahme des alten Mannes von Seite einiger Studenten um so frappanter zu seiner That contrastirt. Ich würde Ihnen diese locale Begebenheit nicht ausführlicher erzählt haben, wenn sich nicht ein Allgemeines daran anknüpfen ließe; es ist ein unerfreuliches Factum, daß an allen österreichischen Lehranstalten (die italienischen ausgenommen) die Professoren sich die Herren dünken und die Schüler (Studenten) als untergeordnete „hörige“ Menschen betrachten. Es besteht in Oesterreich zwischen Lehrern und Studirenden ein Befehls- und Subordinationsverhältniß, wie es nicht einmal in Italien, geschweige in Deutschland, Frankreich und England existirt. Der Studirende ist in den Händen des Lehrers ungefähr wie der Soldat in der Macht des Offiziers. Da die ganze Carrière des jungen Mannes in der Machtvollkommenheit des Lehrers liegt und von der guten oder schlechten „Classe“, die er ihm gibt, abhängt, und da die Examina alle halbe Jahre stattfinden und somit die Macht des Professors verdoppeln, und da ein schlechtes Sittenzeugniß bei der geringsten Veranlassung, bei irgend einem wiederholten Widerspruch oder bei öfterm Ausbleiben aus dem Collegium zu befürchten ist, und eine schlechte Sittenclasse in der Studientcarrière schwerer wiegt, als alles Andere, so ist die Stellung des Schülers, seine an Furcht streifende Unterthänigkeit, so wie das nicht selten von Ueber-

muth und Rücksichtslosigkeit durchzogene Betragen des Lehrers leicht zu beurtheilen. Würde nicht das gutmüthige österreichische Naturel die Spitzen dieses Verhältnisses und gäbe es nicht unter dem österreichischen Lehrstande so viele persönlich liebenswerthe Männer, so hätten wir noch viel häufigere Scenen obiger Art. Der österreichische Professor ist allerdings nicht wie der Professor an den deutschen Hochschulen von den Collegiengeldern seiner Hörer bezahlt; der Staat allein bestreitet sein Gehalt und macht ihn daher unabhängig von der Gunst oder Ungunst seines Auditoriums. Dieses Princip hat im Interesse der Wissenschaft eben so große Vortheile als Nachtheile, und es ist hier nicht der Ort, diese gegen einander abzuwägen. Thatsache aber ist, daß Scenen, wie sie in jüngster Zeit hier und in Prag stattgefunden haben, an deutschen Universitäten ein Ding der Unmöglichkeit sind. Erst durch das in allerneuester Zeit von dem freisinnigen Freiherrn von Pillersdorf begünstigte Decentenwesen können wir einer neuen Generation wirklich gebildeter und humaner Professoren entgegensehen, indem jeder zuerst seine Fähigkeit zu lehren und mit der Jugend human zu verkehren, wird darthun müssen, während bis jetzt öfters nur die Protection Professoren machte. Wir können, weil vom Unterrichtswesen eben die Rede ist, den Wunsch nicht unterdrücken, daß der bereits seit mehreren Jahren in der Ausarbeitung befindliche neue Studienplan zur öffentlichen Besprechung kommen möge. Die Regierung hat doch bei Angelegenheit der Staatsseisenbahn, des polnischen Unglücks und neuerlich bei dem finanziellen Verfahren rücksichtlich der Börse Thatsachen und Motive dem Publicum bloßgelegt und so einen gewiß erfreulichen Fortschritt von dem noch immer bestehenden geheimen Verfahren gethan. Möchte sie doch auch in einer der wichtigsten Angelegenheiten, wie es das Lehrwesen ist, von der Stimmung und dem Bedürfnis der Staatsbürger durch offene Debatte sich überzeugen. — Die Concordia, der bekannte heitere Vereinigungspunkt unserer Künstler und Schriftsteller, hat dieses Jahr einen frischen Aufschwung genommen. Gestern hat der greise Castelli zwei fremde Gäste dort eingeführt: Flotow und Meyerbeer \*).

\*) Von Herrn August Schilling, der in dem Aufsatz „Censur und Censur in Wien“ als Bewerber um eine erledigte Censurstelle genannt wurde, werden wir um die Aufnahme nachstehender Zeilen ersucht, die übrigens der Mittheilung unseres Correspondenten nicht widersprechen.

„In Erwiderung eines mich betreffenden Punktes in dem Artikel über Wiens „Censur und Censoren in Nr. 47 d. Bl. erlaube ich mir, das Epitheton: „obligater“ Besinger auf das Bestimmteste abzulehnen. Mein bescheidenes literarisches Wirken seit einem Zeitraume von 12 Jahren hat sich frei und unabhängig gehalten und nie hat mich irgend eine Verbindlichkeit vermocht, gegen meine Ueberzeugung zu schreiben. Um so schmerzlicher ist es, wenn da, wo ungeheuchelte, tiefgefühlte Verehrung, warme Dankbarkeit und Anhänglichkeit für einen großherzigen und edlen Charakter das Herz zu poetischer Ergießung begeistern, dies mit kaltblütiger Satyre belächelt wird. Daß übrigens ähnliche Bemerkungen die Consequenz meiner Gefühle und Handlungsweise nicht betreffen können, versteht sich von selbst.

„Wer sein Haus baut auf die Gassen,

„Muß die Leute reden lassen.“

Achtungsvoll ergebenster Dr. A. Schilling.

Aus der Börsenwelt.

Die neu creirte Tilgungskasse ist eine Wahrheit geworden, und eröffnete am 7. December ihre Wirksamkeit durch einige Ankäufe in Wiener Eisenbahnactien. So wenig belangreich diese Ankäufe selbst waren, da sie nicht über einen gewissen Cours gingen, zu welchem sich alsbald keine Abgeber zeigten, so bedeutsam war dennoch die Wirkung, da dieses Papier gleich um mehrere Procente stieg und sich dadurch eine allgemeine bessere Stimmung erzeugte. Ich kann nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf die eben durchgemachte Krise und auf die geniale Maßregel, die ihr ein Ziel setzte, zurückzukommen. Was unsere Handels- und Börsenwelt betrifft, so hat sie hierbei nur den negativen, aber allerdings anerkenntswerthen Ruhm ausdauernder Rechtlichkeit anzusprechen. Da außer dem Bankrott Ghirardello's, der nie bedeutend gewesen, kein anderer trotz der ungeheuren Verluste, die der Platz erlitten, ausgebrochen ist\*). Dagegen hat sie eben keine sehr glänzenden Proben, weder von Muth und vertrauensvollem Zusammenwirken — *hinc illae lacrimae!* — noch von erfinderischem Geiste und berechnender Scharfsicht abgelegt. Doch das Glück liebt es einmal, sich da einzustellen, wo andere Dinge weniger vorhanden sind, und so fand der in eine wahrhaft erschreckende Lage versetzte Platz einen rettenden und schützenden Genius in dem Manne, der, obgleich nicht in merkantilischen Verhältnissen aufgewachsen, sie dennoch besser als die Wortführer derselben zu beurtheilen wußte und Allen zum Heil auch zu bewältigen vermochte.

Was an jener Maßregel, welche ein Höchstgestellter treffend als das Ei des Columbus bezeichnete, so vorzüglich erscheint, ist, daß sie eine ganze, statt eine halbe ist und darum auch den Nagel auf den Kopf traf. Wie es aber im Leben oft vorkommt, daß ein Mehreres auf geringe Anstrengung und weniges Risiko hinausläuft als ein Minderes, sofern nur die moralische Willenskraft um desto stärker hervortritt, so zeigte es sich auch hier. Was hätten wohl Diejenigen, die zur Wahrung des Places kaum mit vielen Millionen auszulangen vermochten, gesagt, wenn man ihnen vorherverkündigt, daß man im Stande wäre, mit der kleinen Anlage von 8000 bis 10,000 Gulden eine bedeutsame Wirkung hervorzubringen? Sie hätten wohl so ungläubig den Kopf geschüttelt, wie Artilleristen, die man in früherer Zeit mit Baumwolle statt mit Pulver zur Munition hätte versehen wollen. So gilt in jeder Hinsicht und inmitten dieser Jammerprosa des Dichters Wort:

„Samme still und unerschlaft  
Im kleinsten Punkt die höchste Kraft.“

Denn das ist eben auch nicht das kleinste Verdienst an der Maßregel, daß sie still und zwar am Stillsten in's Werk gesetzt ward, und dadurch

\*) Einige erst in letztern Tagen stattgehabten, nicht sehr bedeutsamen Fallissements von Waarenhändlern und Fabrikanten waren nur dadurch in Rapport mit den Börsenphasen zu setzen, daß der dadurch erzeugte Geldmangel auf ihre Bedrängnisse Einfluß hatte.

Diejenigen, die gern im Trüben fischen oder wie gefräßige Haifische Alles vorwegnehmen, hier nichts auszubeuten bekamen. Wie denn aber bekanntlich den besten Früchten niemals die Wespen fehlen, so stellte sich denn auch hier die unberufene Kritik damit ein, daß man mit einem Papier begonnen, das als ein noch nicht eingezahltes seine Notirung im officiellen Coursblatt noch nicht gefunden und dessen freier Verkehr sogar vor Kurzem nicht gestattet gewesen. Ohne so wenig wie irgend Jemand in die Gründe eingehen zu können, welche hierzu Anlaß gegeben, vermag ich nur, einer überwiegenden Zustimmung versichert, die Ueberzeugung auszusprechen, wie man grade mit diesem Anbeginne wieder „den Nagel auf den Kopf getroffen.“ Einmal sind die genannten Pesther Actien gegenwärtig das leading paper hiesiger Börse; sodann ist es das einzige der inländischen, das bei sonst noch vorwaltender besser Aussicht und bereits feststehendem 4 $\frac{0}{10}$  Zins sich unter dem Pari befindet, und endlich hat im In- wie im Auslande die Contremine vorzüglich mit diesem Papier ihr verderbliches Spiel getrieben, und findet nun die Pfeile, die sie auf den Ruin so vieler Besizer gerichtet, gegen sich selbst gekehrt. Im Uebrigen aber entspricht es bereits, abgesehen von glänzenden Aspecten, welche auf gewiß streng geprüften Vorlagen beruhen, dem vorausgesetzten Erforderniß eines 4 $\frac{0}{10}$ igen Ertragnisses. Grade aber der Umstand, daß die Einzahlungen noch nicht voll sind, begründete die größere Nothwendigkeit, den Besizern Hülfeleistung zu gewähren, abgesehen davon, daß auch andern, noch nicht voll eingezahlten Actien, wie z. B. Mailändern, in anderweitiger Beziehung gleiche Begünstigung mit den voll eingezahlten zuerkannt wird. Was aber die scheinbare Inconsequenz betrifft, daß man mit einem Papier begonnen, dessen freier Verkehr vor noch nicht langer Zeit mit Interdict belegt wurde, so dürfte in den gegebenen Verhältnissen solche bei weitem weniger der Kritik unterliegen, als es mit einem starren Festhalten an irgend einer in verschiedener Zeit manifestirten Ansicht der Fall sein müßte. Da gilt wohl wie nirgends das tempora mutantur et nos mutantur in illis, was auch die großen Staatsmänner, die das Steuer in England und Frankreich geführt, so oft zu ihrem Ruhm und zum Heil ihres Landes zu beachten und die Segel nach Wind und Wetter zu wenden verstanden. Kaum Eine Seite der alten wie der neuen Geschichte, die nicht die unseligsten Folgen der sogenannten „Consequenz“ aufzuweisen hätte und Bäche von Thränen, und Ströme von Blut wären erspart worden, wo besser im Sinne Karls V. vorgegangen worden wäre, der, als er ein ungerechtes mit der kaiserlichen Unterschrift aber bereits versehenes Decret zerriß, den Einwendungen das schöne Wort entgegenstellte: Lieber meine Unterschrift als mein Gewissen.

Bei diesem Anlaß muß ich auch auf ein früheres Schreiben zurückkommen, in welchem sich eine oder die andere Ungenauigkeit in Betreff der steyerischen sogenannten Domesticalschuld eingeschlichen haben mag, wie sich das mit einem fremdstehenden und mit den übrigen Verhältnissen weniger zusammenhängenden Gegenstand leicht ergeben kann. Soviel erscheint unzweifelhaft, daß, wie sich auch diese Angelegenheit in die Länge gezogen hat, dies keineswegs in angeblichen Antipathien seinen Grund

haben kann, da man diese am betreffenden Orte eben so wenig wie Sympathien kennt, und die auch da, wo nicht nur bedrängte Individuen, sondern fast wirkungslos gewordene fromme und gemeinnützige Anstalten als Leidende erscheinen, am mindesten zu gewärtigen kämen. Allein bei übergroßer Zuthunlichkeit in dieser Sache, werden die nicht unbedeutenden Schwierigkeiten zur Ermittlung des wahren Rechtsverhältnisses dennoch übersehen; sind aber — wie denn doch in Bälde zu gewärtigen steht — die Verhandlungen darüber einmal zu Ende gebracht, so werden die vorlauten — und zum Theil allerdings auch hungrigen — Schreier gewiß überführt werden, daß unter den gegenwärtigen Auspicien von einer Plusmacherei auf Kosten der Gerechtigkeit unmöglich die Rede sein kann. Nur dürften auch hier die Hoffnungen der vorgedachten Pöfische, auf ein etwaiges Boressen, eben so wie früher gewaltig getäuscht werden.

### III.

#### Aus Berlin.

Pröhle's Musenalmanach. — Die beiden Schadow. — Akademischer Senat. — Die Düsseldorfer. — Ernst und seine Violine. — Die Verhaftungen.

So eben stellt man mir den in Merseburg bei Louis Garcke erschienenen Musenalmanach zu, genannt: „Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa, herausgegeben von Heinrich Pröhle.“ Seit dem Tode Chamisso's ist dieses wieder die erste Sammlung der Art, die wir mit Freuden begrüßen können. Leider haben manche Umstände nachtheilig auf die erste Collection der dichterischen und prosaischen Gaben eingewirkt, als zu späte Benachrichtigung, verfehlte Einsendung u. s. w. Der nächste Jahrgang wird sicherlich ein gewisses System in das ganze Unternehmen bringen, dem wir bestes Gedeihen wünschen wollen. Der poetische Theil ist vertreten, durch Namen wie Mörike, Kerner, Mayer, Geibel, Hoffmann von Fallersleben, Prutz, Karl Beck und Ulreich. Nur ungern vermissen wir die Namen Alfred Meißner und Moriz Hartmann, deren Letzterer sich seit einigen Tagen in Berlin befindet. Der prosaische Theil, dem für den nächsten Jahrgang Franz Dingelstedt, Eckermann, Heinrich König und Wagnen von Ense ihre Theilnahme zugesagt haben, enthält, außer drei Novellen von Saß, Hesse und Schiff, in einem Feuilleton, eine Vorlesung über die Leiden und die Lieder des Kastellans von Coucy und die Liebe im Mittelalter überhaupt, vor Damen, Studenten und Professoren in Jena gehalten von D. L. W. Wolf und einen mit geistreicher Feder geschriebenen Aufsatz von August Hesse: Ein Wort über die heutige Poesie, an eine Dame in Oesterreich. Ein kritisches Gutachten über das Bändchen abzugeben, enthalte ich mich, wie ein Almanach Gaben für Alle spenden will, so mag sich die Kritik in reiner Subjectivität das ihr Zusagende entnehmen und schweigen. Es wird ein Jeder etwas finden, vom politischen Schwärmer an bis auf den sentimentalisirenden

Dilettanten herab, der das in den See fliegende Rosenblättchen besingt. Ausstattung und Druck sind deutlich und sogar geschmackvoll.

Eine große Veränderung steht der Akademie der Künste bevor. Zunächst ist es der Wechsel im Directorat, der den Künstlern und Kunstfreunden viel zu sprechen gibt. Von dem früheren Plane, aus dem obersten Vorstande, nach Art der Theaterintendantur eine Hofcharge zu machen, ist man ganz und gar abgekommen und soll beabsichtigen an die Stelle des Director Schadow, eines fast ganz erblindeten Greises an der äußersten Grenze des Lebens und Bewußtseins, dessen Sohn W. v. Schadow aus Düsseldorf nach Berlin zu berufen. Ob damit in den Verhältnissen viel gebessert sein wird, ist kaum zu entscheiden. Thatsache ist indessen, daß v. Schadow einer Richtung der Malerei angehört, die nun und nimmermehr mit einer frischen organischen Entfaltung dieser Kunst amalgamiren kann. Das religiöse Element überwiegt zu sehr in seiner Innerlichkeit, um ihm den großen objectiven Blick zu gestatten, den der Leiter eines an so viele Interessen gewiesenen Institutes sich erhalten muß. Es wäre jedoch wenigstens der Vortheil in Aussicht gestellt, daß eine Regeneration im Senat der Akademie vor sich gehen dürfte, in diesem Senat, der nachgerade eine Altersversorgungsanstalt geworden ist. Man pensionire diese schwachen Alten, man sichere ihnen sorgenfreie letzte Lebensjahre, aber man belebe endlich die Schule der Kunst, mit deren Reformation schon die Verewigten, Wilhelm von Humboldt und Schinkel und die Lebenden Rauch und Begas, sich unendliche aber vergebliche Mühe gegeben haben. Wie der Unterricht der Kunstjünger jetzt getrieben wird, kann er nicht ersprießlich wirken. Vor einiger Zeit kam mir in einer Correspondenz aus Düsseldorf in ihrem Blatte, eine Bemerkung über die humoristische Besprechung der Berliner Kunstausstellung von Ernst Kossak und W. Scholz zu Gesichte. Der Verfasser rügte besonders an der Berliner Kritik, daß sie den Düsseldorfern ihre alten Sünden nicht vergeben könne und daß die Satyre auf die Düsseldorfser bei Gelegenheit einer Travestie des Horace Berner'schen Bildes nicht mehr passe. Sind denn aber die Düsseldorfser besser geworden? was die Mauern der Akademie von daher bedeckt hat, schlägt, wie die Werke, die man vor einem Decennium schuf, in dieselbe Kategorie einer winselnden Gefühlschwabelei. Wenn die Künstler nicht anfangen wollen, sich mit Studien abzugeben, d. h. mit wissenschaftlichen, künstlerischen Vorarbeiten, denn träumerisches Versunkensein vor irgend einem alten Bilde nennen wir nicht Studium, wird in zwei Jahren die Bataille zwischen Literatur und dem, was man Malerkunst nennt, wieder angehen und sicherlich nicht zum Nachtheil der Literatur.

Von neuangekommenen Virtuosen befindet sich H. W. Ernst hier. Es ist ein Beweis, welche Anziehungskraft diese geniale Natur auf das Publicum ausübt, da er es wagen kann, im Theater, und zwar in dem wenig beliebten Königsstädtischen, zu spielen, wo er das Haus zu füllen im Stande ist. Hier bei uns, wo ein volles Concert aus hundert Bezahlhabenden und sechshundert Freibillern besteht, ist ein Concert im Theater ein Probirstein für den Gehalt eines Künstlers. Ohne Aus-

gabe von Freibillets zeigt sich hier, ob ein Virtuose durch ächten Ruf etwas macht. Ernst, den ich schon neulich in einem vertrauten Kreise bei Madame Biardot hörte, wo er seine geistreichen mit Stephan Heller zusammen verfaßten *pensées fugitives* mit der genialen Frau am Flügel executirte, trug im Theater sein neues Concert in *sis moll*, Ungarische Weisen und seine renommirten *Pirata Capricene* unter jubelndem Beifallssturm vor. Wir dürfen uns auf einen *Cyclus* glänzender Concerte gefaßt machen. Nächst Paganini möchte wohl Ernst die meisten Schwierigkeiten auf der Violine überwinden und am tiefsten in die Natur des Instrumentes gedrungen sein. Wenigstens besitzt keiner seiner Zeitgenossen diese ungemeine Disposition zum Violinspiel und diesen seelenvoll melancholischgefärbten Vortrag.

Die hier bestehenden Handwerksvereine sind auf Befehl der Polizei aufgehoben worden. Man spricht von zweihundzwanzig verhafteten Personen, unter diesen mehrere Literaten, die bezüchtigt worden sind, Reden gehalten und verbotene Schriften vorgelesen zu haben. Die meisten Gerüchte, die hierüber in den Zeitungen laut wurden, sind durchaus übertrieben. Der Denunciationsbrief, auf dessen Grund hin die Polizei einschritt, war französisch geschrieben, wahrscheinlich weil der Schreiber dadurch am besten sich zu maskiren dachte. Dadurch aber ist das Gerücht entstanden, eine weitverzweigte Verschwörung, die mit Belgien und mit Frankreich in Verbindung stehe, sei entdeckt worden. Verschwörungen bei offenen Thüren sind unseres Erachtens eine sehr ungefährliche Sache und hoffentlich wird man die vielen Verhafteten vielleicht sogar bald wieder ruhig nach Hause schicken. 3. 3.

#### IV.

#### Aus Leipzig.

Leipzig im Winter. — Die Kleinpariser und die Cerrito. — Ein Patriot im Tageblatt. — Einheimische Füße. — Theaterfreuden. — Neue Lustspiele. — Berger und Benedix. — Fremde Schriftsteller. — Die Zeitschriften und das Publicum.

Zwischen der Michaelis- und der Neujahrsmesse hat Leipzig gewöhnlich seine *saison morte*; dieses Jahr aber ist die *Saison archimorte*, zu deutsch: mausetodt. Leipzig ist ein Meß- und Durchzugsort; wenn aber ringsumher die Wege mit Schnee und Eis verstopft sind, so sitzt Leipzig wie eine Wittwe da, die aus Mangel an Anbetern mit ihrem eigenen Bild im Spiegel coquettirt. Leipzig hält sich nämlich für sehr „scheene“, es glaubt in der That, es sei ein klein Paris, und hat sogar die Marotte dem großen Paris bisweilen eine *Lection* zu geben. Diese liebliche Tänzerin, welche die Pariser, Londoner, Wiener und Berliner in ein Delirium versetzt hat, die überall, wo sie bisher sich sehen ließ, ihren ältern Nebenbuhlerinnen, der Elsler und der Taglioni (vielleicht eben weil sie älter sind), den Preis abgewonnen, ist von den Leipzigern mit derselben kalten Bornehmheit aufgenommen worden, die hier ein

kleiner Krämer findet, wenn er in das Comptoir eines stolzen hiesigen Banquiers tritt. Kaum daß man die an Blumen und Beifallsstürme gewöhnte Künstlerin (und diesen Namen verdient sie im besten Sinne) applaudirt hat! Ja, nach der ersten Vorstellung war in der am andern Morgen erschienenen Nummer des Tageblatts folgendes Inserat zu lesen:

„Es wäre zu wünschen, daß die geehrte Theaterdirection die Leistungen unseres hiesigen Balletmeisters besser würdigte und dem Publikum nicht bei verdoppelten Preisen durch Ausländer das vorführen ließe, was von Deutschen bei gewöhnlichen Preisen der Plätze weit vortrefflicher dargestellt wurde.“

Schämt Euch, Ihr geschmacklosen Bewohner von Paris, London, Mailand, Wien und Berlin, die Ihr Ideale bewundert, welche Leipzig durch einheimische, im Schatten vaterländischen Sauerkrauts (NB. mit Schweinsknöchelchen) großgewachsene Künstler verdunkelt. Wie man hört, wird Dem. Zeimer, die erste der sechs Näherinnen, die beim hiesigen Theater das „Ballet“ bilden, in nächsten Tagen eine Kunstreise nach Paris antreten, um der Welt zu zeigen, wie schon das bloße Leipziger Pflaster hinreicht, um die Füße zum bereitesten Grad künstlerischer Größe zu erziehen.

Um übrigens den Ruf der armen Cerrito nicht gänzlich zu vernichten und um es ihr möglich zu machen, hier und da noch zu einem Gastspiel zugelassen zu werden, muß nachträglich bemerkt werden, daß bei ihrer zweiten Vorstellung das Publicum sich viel gnädiger gegen sie zeigt und sie mit großmüthiger Nachsicht applaudirt und sogar hervorgerufen hat. Man sieht, die Leipziger wissen aufkeimende Talente zu ermuntern, selbst wenn es keine einheimischen sind, ja sogar wenn sie einen europäischen Ruf haben. Auch muß man ihnen zur Ehre nachsagen, daß sie die verdoppelten Eintrittspreise nicht scheuten, mit welchem die Theaterdirection für die zwei Vorstellungen der Cerrito sie besteuert hatte. Die Direction hat aber auch Alles geleistet was sie thun konnte, sie hat ein nagelneues Stück: „Er geht aufs Land“, welches man hier erst einige Duzend Mal abgespielt hat, aufführen lassen, und die Cerrito und ihr Gatte mußten zur Strafe für ihre Unmaßung, wie zwei Seltänzer, in den Zwischenacten heraustreten und ihre Pas abtanzen; nicht einmal das allerkleinste Ballet hat man von den „einheimischen Künstlern“ montiren lassen zur Gruppierung für die fremden Gäste. Ehre genug für sie, daß sie der Direction zwei reiche Cassenabende bereiteten. Wozu noch viel andere Umstände machen?

Dafür sahen wir an einem andern Abend (bei einfachen Preisen!) eine dramatische Novität „Jean Bart am Hofe“, Lustspiel in vier Acten von Berger, zum ersten Mal über die Scene gehen; wir wissen nicht, ob auch zum letzten Mal. Da ist auch eine ganz andere Grazie darin, als in dem Tanz der Cerrito. Da wird nicht mit Sprüngen und überraschenden Wendungen coquettirt, da weiß man gleich im ersten Act, wie der vierte enden wird, und der Dichter verwendete seine ganze Kunst darauf, diese vier Acte mit deutscher Gründlichkeit zu füllen, eine Kunst, die ein Franzose bei diesem Stoff gewiß nicht ausgeführt haben würde. Auch hat es Herr Berger verschmäht, mit seinem Lustspiel auf die Lach-

muskeln der Zuschauer zu wirken, derlei Dinge können wir getrost den Franzosen überlassen; des Deutschen Charakter ist ernst, dies dürfen wir selbst bei Lustspielen nicht außer Acht lassen und es ist dankenswerth, daß Herr Berger es vorgezogen hat, gründlich zu langweilen, als in französischer Oberflächlichkeit uns zu amüsiren. — Eine andere Novität „der Better“ von Roderich Benedix, hat den umgekehrten Weg eingeschlagen; bei diesem Lustspiel kommt das Publicum aus dem Lachen nicht heraus, es ist amüsant von Anfang bis zu Ende. Aber wo bleibt die Gründlichkeit? Es ist wahr, Herr Benedix hat den ephemeren Erfolg, daß sein Lustspiel überall volle Häuser macht; allein wo ist die Unsterblichkeit? Wird man nach funfzig Jahren etwa auch noch bei diesem Lustspiel amüsiren? Herr Berger aber kann sicher sein, daß man nach funfzig Jahren sein Lustspiel eben so langweilig finden wird, und wenn auch der Erfolg des Tages nicht für ihn ist so hat er doch den schönen Trost, daß er die Literatur mit einem Werk bereichert hat, dessen Werth sich stets gleich bleiben wird.

Von nächsten Novitäten hört man nicht viel. Ein geistvolles Lustspiel: „Die Valentine“ von Gustav Freitag in Breslau, befindet sich seit Monaten in den Händen der Direction, ohne erledigt zu werden. Auf „Uriel Acosta“ ist man nach dem glänzenden Dresdner Erfolge nicht wenig gespannt; ebenso auf Laube's „Karlschüler“, die der Dichter wegen eines Mangels in der Besetzung der hiesigen Bühne vorenthielt. Köberle, Verfasser der „Aufzeichnungen eines Jesuitenjäglings“, hat ein Trauerspiel: „Cosmos von Medicis“ eingereicht. Dieser junge Schriftsteller, der seit einem Jahre in Leipzig lebt, hat in der Jesuitenliteratur einen Nebenbuhler hier gefunden an Heinrich Bode, einem Hannoveraner, der, gleichfalls Katholik, seine Erlebnisse in den Jesuitenklöstern Frankreichs dem Druck übergibt und der schon früher zwei schätzbare Schriften: „Das deutsche Collegium in Rom“ (Leipzig 1843) und „das Innere der Gesellschaft Jesu“ (Leipzig 1846) veröffentlicht hat, die sich durch objective, ruhige Darstellung und gründliche Kenntniß von dem gewöhnlichen Marktgesehrei auf diesem Felde auszeichnen. Von andern Schriftstellern, die sich in letzterer Zeit hier niedergelassen haben, nennen wir vor Allen Arnold Ruge, dessen gesammelte Schriften, vielfach umgearbeitet, soeben in vier Bänden erschienen sind. Ferner den Humoristen Kalisch aus Mainz, dessen „Nachalla“, „Schlagschatten“ u. s. w. ihn zu einem der beliebtesten und populairsten Schriftsteller des Rheinlandes gemacht haben.

Von neuen Zeitschriften, die fast zu Anfang eines jeden Jahres hier auftauchen, hört man diesmal nichts. Kühne's „Europa“, die man mit Ausnahme. Die Zeitschriften-Literatur kann, ist gewissermaßen die einzige Revolution erlitten. Die Zeit der leichtfertigen Unterhaltungsblätter ist um, und sie erhalten sich bloß, wenn sie als Beilage zu einem politischen Blatte erscheinen, oder wenn sie als Modezeitungen zu Begleiterinnen und Schleppträgerinnen eleganter Toilettenkupfer sich herablassen. Die ernste Zeit will erste Unterhaltung, und die Themata, die früher nur die kleinen Kreise der Politiker und wissenschaftlich Gebildeten interessirten, finden jetzt

Grenzboten. IV. 1846.

die eifrigste Betheiligung bei der Gesamtnation und ein inniges Verständniß bei der Durchschnittsbildung derselben. Die deutschen Regierungen könnten schon aus dieser Erscheinung eine wichtige Lehre ziehen und die Schuld der Presse ist es wahrlich nicht, wenn sie den tiefen Umschwung der Zeit nicht erkennen.

## V.

## St. Petersburg im Kranken Leben.

„Drei Krankheiten des Staaten- und Städtelebens sind es vorzugsweise, denen sich in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit zuwendete: weit verbreitetes Siechthum der Bevölkerung, Massenarmuth und Häufigkeit des Verbrechens. Die allgemeine Betrachtung ihrer Erscheinungen in St. Petersburg, die Erörterung ihrer Entwicklungen zur jetzigen Gestalt, die Schilderung der Wege, welche man zu ihrer Bekämpfung eingeschlagen hat, bilden die nächste Aufgabe dieses Buches.“ Mit diesen Worten leitet Aurelio Buddeus ein Werk ein, das unter obigem Titel bei Cotta erschienen ist\*). „Länger als ein Jahr“, spricht er in seiner Einleitung, „habe ich innerhalb der russischen Grenzen gelebt. Einzig die Absicht, aus eigner Anschauung das Leben St. Petersburgs kennen zu lernen, ließ mich dort einen Aufenthalt von mehr denn einem Vierteljahre nehmen, nachdem durch elf vorhergehende Monate der Verkehr mit den verschiedensten Bevölkerungskreisen der Ostseeprovinzen manichfache Gelegenheit zur Vorbereitung auf die Hauptstadt dargeboten hatte. Hier aber erschloß sich dem ganz unabhängigen Arzte mancher Hinblick in die Zustände der Bevölkerung und der Zutritt zu manchen Anstalten, welche dem fremden Nichtarzt theils nur selten gewährt ist, theils außerhalb seines speciellen Interesses liegt, oder wo doch seine Wißbegierde sehr häufig argwöhnischen Beobachtungen unterliegt und mit ausweichenden Antworten abgefunden wird. Doch keine strengwissenschaftliche, noch weniger eine reinmedizinische Arbeit habe ich im Vorliegenden zu liefern beabsichtigt. Die äußere Stellung als Arzt war nur der Schlüssel, vor welchem sich die Stätten des Siechthums, der Armuth und des Verbrechens leichter aufthaten, als vor der bloßen Neugier des Fremden.“ Also stellt Aurelio Buddeus, den wir aus vielfachen Artikeln in den Ergänzungsblättern zur Allgemeinen Zeitung und in mehreren andern Zeitschriften und Zeitungen als einen Publicisten voll practischen Blickes und besonnener Darstellung kennen, den Leser auf den Standpunkt seines Buches und kommt durch eine geistreiche und verständige Ausführung dem in der Vorrede gegebenen Versprechen und den daraus geweckten Erwartungen redlich und gewissenhaft nach. Von einer allgemeinen Charakteristik der Stadt und ihrer Menschen ausgehend, verbreitet er sich, mit einer strengen Berücksichtigung der klimatischen Ein-

\*) Zur Kenntniß von St. Petersburg im Kranken Leben. Von Aurelio Buddeus. 2 Theile. 8. Stuttgart 1846.

wirkungen und Bedingnisse, über die Petersburger Lebensweise und die durch diese speciell bedingten Schaulichkeiten, über eine statistische Entgegenstellung der Geburts- und Sterbelisten, fährt zuletzt in die Frauenwelt ein und sucht die Wahrscheinlichkeitsgründe für jene die Mortalität der Männer um anderthalbmal überwiegende Sterblichkeit unter dem weiblichen Geschlecht in Petersburg aus, welche nach seinem Dafürhalten in der Staatseinrichtung selbst, in der üblichen Erziehungsweise überhaupt und vor Allem in den schädlichen Einflüssen eines heimtückischen Klimas, der Nahrung und Wohnung jener ihren verderblichen Grund findet. Keine Stadt in Europa zählt nach den gegebenen statistischen Ausweisen des Verfassers „so wenig Trauungen im Verhältniß zur Einwohnermenge, als St. Petersburg“; seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bis zum Jahre 1830 stieg die Zahl der Einwohner von 220,000 auf 350,000, die Zahl der Ehebündnisse aber verringerte sich von 12,533 auf 11,129; außer dem Verhältniß jedoch steigt die Zahl jener femmes entretenues und der eigentlich Prostituirten, deren 14,000 unter specieller polizeilicher Aufsicht stehen. „Die Befriedigung, welche der Mann für Herz und Sinn in illegalen Verbindungen sucht und findet, zerstört die Achtung der Welt und den moralischen Halt und untergräbt die Körpergesundheit der liebeleer verheiratheten Frau.“ Von dieser kritischen Betrachtung, die tiefgehende und vollgültige Resultate geliefert, kommt er auf das Szechsthum in Petersburg selbst und auf die durch Jahreszeiten und Witterung bedingten Krankheitsconstitutionen wie auf die herrschenden Krankheiten im Besondern zu sprechen und macht eine Wanderung durch die Heilanstalten, durch die Militair- und öffentliche Hospitäler, Ministerialdepartements-, Civil- und Privathospitäler. Die palastähnliche Einrichtung derselben wird durch eine zweckwidrige Etiquette und despotisch ausartende Disciplin, die den Kranken Gefängnißstrafe und körperliche Züchtigungen aussetzt, beeinträchtigt und macht auch für den armen und hilflosen Kranken ihre unentgeltliche Pflege nicht wünschenswerth. Er enthüllt zuletzt die Geisteskrankheiten, deren empfindsamer Nerv und ihre wahrscheinliche Ursache er in einer haarscharfen Bestimmung der verschiedenen Volksstämme des russischen Reiches aufsucht und macht einen Gang durch das „Pflegehaus“ aller Bekümmerten, wie in Petersburg mit einem milderen Worte unser hartes „Narrenhaus“ genannt wird. Hier schließt der erste Theil dieses Werkes, der Aerzten und Nichtärzten viele wichtige wissenschaftliche und interessante Erfahrungen und kritische Resultate aufgeschlossen, und der Verfasser geht nun auf die andere Krankheit des kranken Petersburg: auf die Armuth über. Nun tritt er als Publicist in volle Wirksamkeit, während früher mehr die ärztliche Beobachtung sich geltend machte. Ein Staat ist nur dann reich und glücklich zu nennen, wenn die Wohlhabenheit gewissermaßen ein Erbgut des gesammten Volkes ist; der Luxus der Reichen und Mächtigen ist nur der goldverbrämte Purpurlappen an dem gebornen Bettlermantel eines Staates, wie eben Rußland ist, wo der Pauperismus auf eine fürchterliche Weise überhand genommen hat, und nicht durch gerechte Zugeständnisse von Seiten der Verwaltung verringert, sondern nur durch

despotische Gewalt in die schweren Ketten des apathischen Gehorsams geschlagen wird. „In Rußland liegt die natürliche Quelle des Landesreichthums im Feldbau mit Viehzucht; es herrschte aber bereits nach dem Scheinbild eines Manufacturstaates zu einer Zeit, da seine innere staatliche Organisation noch in ungefesteter Ursprünglichkeit verharrte und sein Volk noch in tiefster Uncultur versunken lag. Gleichzeitig mit der politischen Staatsentwicklung zur neuen Gestalt überstürzte man dieses mit den Trugbildern einer Culturentfaltung, indem man ihm die Blüthe wirklicher Cultur im Industrieleben, beinahe gewaltsam aufdrang. Dies Industrieleben hebt aber die allgemeine Armuth des Volkes nicht auf; das Volk, das ein Instrument in den Händen des Staates und der Aristokratie ist, gewinnt durch eine unfreiwillige und unnatürliche Wirksamkeit blutwenig; es weist überdies die finanziellen Nachtheile des Staates selbst nach. Die Folgen, die sich daraus im Spiegelbild Rußlands: Petersburg sichtbar gestalten, sind, um mit den Worten des Verfassers zu sprechen, ein krasses Gemisch von unverschuldetem und verschuldetem Elend, von angeborenem, ererbtem und erworbenem Siechthum, von Freudenhaus und Zuchthaus.“ Der Verfasser schildert hierauf, nachdem er einen freien Blick in das Treiben und Schaffen der arbeitenden Volksklassen, deren Erwerb nicht in dem glücklichen Verhältniß mit ihrer Thätigkeit stehen kann, geworfen, den Charakter der Petersburger Privatwohlthätigkeit und die Staatseinrichtungen für wöchentliche Wohlthätigkeit, die nothwendig geworden sind, um dem Verbrecher hier nicht ungebreit die Pforten zu öffnen. „Dicht neben dem prachtvollsten Palast hockt das entsetzlichste Elend; dicht neben der Kathedrale lockt das Freudenhaus mit seinen feilen Reizen; auf den Corridors der elegantesten Wohnungen liegt das zerlumppte Volk des Nachts auf bloßem Stein; aus den Speisesälen des Winterpalastes blickt man hinunter auf die Fluchttreppen der Newa, wo der „schwarze Mann“ sein trocknes Brod mit dem Wasser des Flusses besuchtet. Dicht neben einer Aristokratie, welche alle Ueberfeinerung des Luxus aus allen Ländern der Erde in sich vereint, steht ein darbendes Volk in persönlicher Unfreiheit und halbwilder Roheit. Jede große Stadt enthält allerdings dieselben Gegensätze, wie St. Petersburg; aber keine Stadt Europas, auch keine russische weiter, stellt sie auf gleiche Weise schroff und unvermittelt nebeneinander.“ Der Verfasser entwirft mit meisterhaftem Griffel ein tieferschütterndes Bild von dem russischen Volk und zeigt es in seiner gänzlichen Hülflosigkeit in jenen halbzurückenden Wohlthätigkeitsanstalten und hinwieder mit klirrenden Ketten belastet in den öffentlichen Gefängnissen, wenn es von Noth und Hunger gestachelt die reife Frucht von Bäumen pflücken wollte und darüber ertappt wurde. Das Endurtheil über dieses Werk von Aurelio Buddens muß jedenfalls ein günstiges sein, da es durch keine Lüge aufgeschminkt ist, sondern in farbehaltiger Wahrheit Erfahrungen und Erlebnisse mittheilt, die den Stempel einer ruhigen, objectiven Anschauung an der Stirne tragen.

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Sturanda.  
 Druck von Friedrich Andrá.